

Barbara Felsmann

Beim Kleinen Trompeter habe ich immer geweint



Kindheit in der DDR –
Erinnerungen an die Jungen Pioniere

Lukas Verlag

Auszüge

Isolde Gorsboth, Jahrgang 1950:

„In unserer Klasse durfte ich als einzige nicht „in die Pioniere eintreten“. Mein Vater war, wie er selbst sagte, „unter Hitler in der falschen Partei“ gewesen. Konkreter hat er es nie ausgesprochen. Meine Kinder gehen in keine Organisation! – diesen Spruch äußerte er mit großer Festigkeit bis in meine Oberschulzeit hinein gegenüber Lehrern, Schuldirektoren und Pionierleitern. Damit unterschied er sich von fast allen im Dorf. Seine Ablehnung, von meiner Mutter mitgetragen, wurde von meinem Klassenlehrer zunächst auch akzeptiert. Zumal er Vater persönlich kannte. Er verschaffte mir jeweils für einige Zeit Ruhe vor dem Thema „Pioniere“. Aber in regelmäßigen Abständen wurde ich dann doch wieder damit belästigt. (...)

Es gefiel mir wirklich gar nicht, zum regsamsten Teil der Klasse und zu den besten Schülern zu gehören, gleichzeitig aber von allen Ämtern ausgeschlossen zu sein. Das war natürlich ein geschickter Schachzug der Pionierorganisation, auch sonst ganz außen vorzulassen, wer nicht zu ihnen gehörte. Vor Klassenversammlungen wurde jedes Mal darüber diskutiert, ob ich daran

teilnehmen durfte oder nicht. Wenn ich von Mitschülern für Funktionen vorgeschlagen wurde, musste ich immer traurig eingestehen, kein Pionier zu sein. (...) In der sechsten Klasse blieb mein Klassenlehrer mir auf den Fersen. Isolde, wie ist es, du musst nun endlich in die Pionierorganisation eintreten! Um ihn loszuwerden, murmelte ich: Na vielleicht darf ich ja Anfang nächstes Schuljahr! Bis dahin waren es noch mehrere Monate und ich hoffte, dass er es wieder vergessen würde. Wahrscheinlich war er selbst wieder einmal unter Druck gesetzt worden.

So kam der September heran und der erste Fahnenappell im neuen Schuljahr. Nach den üblichen Abläufen: Antreten, Fahne hochziehen, Meldungen der Gruppenratsvorsitzenden an den Freundschaftsratsvorsitzenden usw., wurde ich nach vorn gerufen: Wir haben die freudige Mitteilung zu machen, dass nun endlich auch Isolde Gührs Pionier wird! Vor der gesamten Schule wurde mir das Halstuch umgebunden. Mit hochrotem Kopf ging ich zurück an meinen Platz und packte das Pioniertuch sofort in die Mappe. Ebenso den Pionierausweis. Aus meiner Klasse, das wusste ich, würde mich niemand bei meinen Eltern verpetzen.

Wochen gingen ins Land und dann passierte es doch. An einem besonders langweiligen Sonntag, bei einem besonders langweiligen Kartenspiel, da platzte meine Freundin heraus: Wisst ihr überhaupt schon, Isolde ist jetzt auch Pionier! Wie in Zeitlupe breitete sich dicke Luft aus. Meine Eltern ließen alles stehen und liegen und bauten sich in der Stube auf. Das Sonntag war nicht mehr langweilig. Vor versammelter Mannschaft durfte mich mein Bruder verprügeln. Eigentlich hätten meine Eltern auf die Lehrer wütend sein müssen und diese zur Rede stellen können. Aber dazu waren sie zu feige.(...)“

Corinna Sylvester, Jahrgang 1959:

„Meine Erinnerungen an die „Jungen Pioniere“ beginnen erst mit dem dritten Schuljahr, als ich zur Gruppenratsvorsitzenden oder zur Stellvertreterin gewählt wurde. Das hing einfach mit meinen sehr guten Zensuren zusammen. Ich vergesse nicht die enorme Spannung, die man hatte, ob man von den Mitschülern gewählt wird oder nicht. In der vierten Klasse gab es zum Beispiel ganz schlimme Konkurrenzen zwischen mir als Gruppenratsvorsitzender und einem anderen Mädchen, das die Stellvertreterin war. Dieser Kampf um die

Gunst der Klasse wurde richtig hart ausgetragen: mit übler Nachrede bis hin zu Intrigen. (...)

Als Gruppenratsvorsitzende musste man während des Fahnenappells vor seiner Klasse Aufstellung nehmen, sie mit dem Befehl „Pioniere, Achtung! Stillgestanden!“ auffordern, Haltung anzunehmen, und dann mussten wir der Pionierleiterin melden, dass die Pioniergruppe vollständig angetreten sei. Das war für mich immer *der* Auftritt, ich habe diesen Moment stets genossen.

In der fünften Klasse bekamen wir einen Klassenleiter, der uns tolle Leistungen abgefordert und unheimlich angespornt hat. Den habe ich sehr gemocht. Heute weiß ich, dass dieser Lehrer meine Zuneigung ausgenutzt und mich ziemlich instrumentalisiert hat. Er war nicht in der SED, doch es gab dieses Phänomen, dass zum Teil gerade die parteilosen Lehrer einen viel stärkeren Druck auf die Schüler ausübten als die Genossen. Zum Beispiel startete er eine Kampagne gegen das Westfernsehen und benutzte mich dazu. Uns Kindern war es zuhause verboten, Westfernsehen zu schauen, weil man davon – wie es so schön hieß, – manipuliert werden würde. (...) Jedenfalls hingte ich mich in der Klasse ziemlich weit aus dem Fenster und wettete im Brustton der Überzeugung gegen das Westfernsehen und gegen Comics wie „Micky Maus“

- mit dem Erfolg, dass ich mich dadurch von meinen Klassenkameraden unglaublich isolierte.

Dieser Lehrer forderte mich, seine beste Schülerin, sogar auf, während des Unterrichts eine Liste zu führen, wie oft sich jemand meldet. Diese Liste sollte ihm beim Erteilen der Zensuren helfen. Ich war zu jung, um den Missbrauch zu durchschauen. Im Gegenteil, ich habe den Lehrer damals verehrt. (...)“

Hans-Jürgen Krause, Jahrgang 1948:

„Schon zu Beginn der ersten Klasse hatte uns die Klassenleiterin auf eine gute Weise erklärt, was die Pioniere sind, und gefragt, wer Interesse hätte, mitzumachen. Sofort schnellten alle Hände hoch. Es gab bloß eine Hürde: wir brauchten die Unterschrift der Eltern. Und genau das war mein Problem. Vater hatte nichts dagegen, aber Mutter sagte: Nein, du bist noch zu klein, du darfst nicht! Aufgrund ihrer Erfahrungen in der Hitlerzeit stand sie allem skeptisch gegenüber, was mit Politik und mit politischen Organisationen zu tun hatte. Sie stellte immer sehr schroffe Vergleiche an, die Pioniere verglich sie mit der Hitlerjugend, das Ministerium für Staatssicherheit mit der Gestapo. Deshalb hatte sie entschieden: In dem Alter mein Kind nicht!

Ich wurde in einen großen Konflikt gestürzt. Die ganze Klasse ging in die Pionierorganisation, da konnte ich mich doch nicht als einziger ausschließen. Zumal es interessant zu sein schien, was dort alles geboten wurde. Ich weiß nicht mehr im Detail, wie ich es angestellt habe: immer wieder den Zettel vergessen und ein bisschen um den heißen Brei geredet. Jedenfalls, als feierlich die Pioniertücher überreicht wurden, war ich mit dabei, ohne Genehmigung der Mutter. Es war dann immer eine große Aktion, das Halstuch zu Hause zu verstecken. Meine Mutter hatte eine ziemlich gute Art, alles zu finden. Aber ich schaffte es, die Sache ein halbes oder ein ganzes Jahr vor ihr zu verheimlichen. Und irgendwann war es dann wie selbstverständlich, und sie war klug genug, nicht nachzuboahren, wie ich mich da hineingemogelt hatte. In unserer Klasse waren alle Kinder bei den Pionieren. Obwohl es in meinem Heimatort Falkensee relativ viele Grenzgänger gab, die in Westberlin arbeiteten, wurden keine strikten Verbote ausgesprochen. Jedes Kind bekam einen Pioniertuch und ein Pionierabzeichen aus Stoff. Das sollten wir auf ein normales weißes Hemd aufnähen. Mutter konnte ich nicht fragen, also machte ich es selbst. Das sah ziemlich rüdig aus. Später wurden ja die Pionierblusen eingeführt, aber 1954 war das noch nicht möglich. Es war noch eine ganz arme Zeit.

Unsere Gruppe hatte auch einen Wimpel und die Pionierfreundschaft eine Fahne. Der Wimpel wurde bei den meisten Unternehmungen mitgeschleppt. Aber all diese Zeremonien wie das Melden und Antreten waren nicht das Wichtigste. Sie dienten sicherlich der Disziplinierung und glitten manchmal ins Affige ab, wurde jedoch von uns nicht so ernst genommen.

Ich habe nur gute Erinnerungen an die Pioniere. Wir waren sehr viel unterwegs: auf Wanderungen, in der Station Junger Naturforscher in Schönwalde, im Pionierferienlager. Oder Manöver Schneeflocke, das waren aufregende Geländespiele im Winter. Finkenkrug ist ja mit Wald umgeben und ein bisschen hügelig, da konnte man sich ordentlich austoben in der Natur. Es war schön.

Ich wäre froh, wenn die Kinder so betreut und bestimmte Dinge beigebracht bekommen würden, wie wir damals. Sicher war alles idealisiert, aber Kinder konfrontiert man ja in der Regel mit Idealen. Das sitzt auch heute noch ganz tief in mir drin: Liebe zur Heimat, Ehrlichkeit, Hilfsbereitschaft, Liebe zum Frieden. Gerade letzteres sprach mir sehr aus dem Herzen. Vater hatte im Krieg sehr gelitten. Er war schwer verwundet gewesen, hatte ein Bein und ein Auge verloren, und unsere Familie lebte mit seiner Behinderung. Deshalb stießen Ideale wie Friedensliebe und Völkerfreundschaft bei mir auf offene Ohren. Es

sind ja Ideale, die heute lediglich in weiten Teilen von der Kirche noch vermittelt werden, aber ansonsten ist schon Schluss. Und das ist sehr bedauerlich. (...)"

Waltraut Berger, Jahrgang 1953:

„(...) Mittwochs fanden die meisten Pioniernachmittage statt. Wir besprachen irgendwelche Aktivitäten, zum Beispiel Flaschensammeln oder Klassenfeste, und organisierten Lernpatenschaften, um die schwachen Schüler zu unterstützen. Alle halbe Jahre wurde ausgewertet, ob diese sich daneben benommen haben und ob sie ihre Leistungen verbessern konnten. Außerdem machten wir viele Schnitzeljagden und feierten jedes Jahr unseren Fasching. Wir waren immer beschäftigt. Wir standen auch dahinter. Wenn man selbst etwas organisierte, dann strengte man sich auch an, dass es gut wird. (...)

Pionierkarriere habe ich auch gemacht. Zuerst wurde ich in den Gruppenrat gewählt. Die Mitglieder des Gruppenrates bekamen rote Balken, die sie sich auf den Ärmel der Pionierbluse nähen konnten. Das war wie ein Rangabzeichen. Ein Balken bedeutete Kassierer; ich hatte als Stellvertretender Gruppenratsvorsitzender zwei Balken. Die Dinger haben beim Waschen so gefärbt, meine

Mutter ist fast verrückt geworden! Irgendwann bekam ich einen dritten Balken, also richtig Karriere.

Mit der Arbeit im Gruppenrat hatte ich überhaupt keine Probleme. Wir haben unsere Versammlungen gemacht, das war in Ordnung. Und du musstest gut in der Schule sein. Aber das war ich. Nur manchmal wenn ich keine Lust zum Lernen hatte, haben sie mir gedroht, dass ich einen Balken verliere, wenn ich mich nicht verbessere. Dann musste ich mich mal wieder auf den Hosenboden setzen.

In der sechsten Klasse hieß es plötzlich, vier Kinder dürfen in die Pionierrepublik am Werbellinsee fahren. Ich wollte unbedingt dorthin und verbesserte sogar meine Mathematikzensur, weil gute schulische Leistungen eine der Voraussetzungen für die Teilnahme waren. Hätte ich gewusst, was mir dort blühte, hätte ich nicht so gebüffelt! Ausgesucht wurden meine Freundin Eleonore, zwei Jungen und ich. Acht Wochen dauerte unser Aufenthalt. In dieser Zeit durften wir nicht nach Hause fahren, unsere Eltern konnten uns nur einmal besuchen. Das war hart. Als wir im Lager ankamen, wurden zuerst Uniformen ausgeteilt. Sie sahen aus wie kleine Russenuniformen: grüne Jacken mit Schulterklappen und einen Binder um die Hüfte. Dazu trugen wir schwarze

Steghosen, die hatten wir uns von zu Hause mitgebracht. Wir waren stolz auf den Kasack, fanden den knackig. Wir meinten, dass wir wer wären in dieser Uniform. Als Erwachsener denkt man ein bisschen anders darüber.

Wir haben zu viert in einem ganz karg möbliertem Zimmer gewohnt: Armeebetten, ein Tisch und vier Stühle. Ansonsten nichts. Regelmäßig wurden die Schränke kontrolliert. Die Häuser waren zweistöckig, mindestens fünfzig Kinder lebten in einem Haus. Einmal in der Woche wurde geduscht, zwanzig Kinder in einem riesigen Duschraum. Das fand ich schlimm. Ein Fernseher für die ganze Etage, natürlich nur ein Sender, da bin ich kaum hingegangen. Es gab auf dem Gelände drei oder vier Essensräume, richtige Säle mit riesigen Küchen daran.

Eine Woche lang hatten wir vormittags Schule, in der nächsten Woche nachmittags. Es wurde dort das System des Kabinettunterrichts ausprobiert. Nach jeder Stunde mussten wir unsere Taschen packen und in einen anderen Raum umziehen. Das war ziemlich nervig. Im Werkunterricht haben wir Schiffsarmaturen am Fließband produziert, da mussten wir Dichtungsscheiben auf irgendwelche Deckel aufbringen, eine total neue Erfahrung für mich. Im Sommer wurde ja die Pionierrepublik als internationales Ferienlager genutzt,

doch in den Wintermonaten fanden hier Schulungsdurchgänge statt. Es wurden neue Lehrpläne und neue Unterrichtsmethoden ausprobiert. Wir hatten ganz schön zu tun, um mit dem Stoff klar zu kommen. (...)

Alles wurde reglementiert. Wir sind aus diesem Lager allein nicht herausgekommen. Es gab auf dem Gelände einen Schuster, eine Wäscherei, ein Ambulatorium, einen Tierpark. Es war alles da. Und rundherum ein Riesenzaun. Für mich, die ich zu Hause meine Freiheit hatte und nachmittags durch die Gegend scharwenzeln konnte, war das die Hölle. Meine Freundin und ich hatten richtig schlimmes Heimweh.

Als die Eltern uns besuchten, hatten wir uns vorgenommen, ganz cool zu erscheinen. Doch als wir sie dann durch das Tor kommen sahen, sind wir ihnen entgegengerannt wie die Besessenen. Unsere Eltern hätten uns am liebsten mit nach Hause genommen. Wir sahen beide ziemlich unglücklich aus.

Gegen Ende der zwei Monate hatten wir uns an den Tagesablauf gewöhnt, hatten neue Freunde gefunden und konnten alles besser wegstecken. Trotzdem hatte ich mir geschworen, nie wieder in ein Ferienlager zu fahren.

In diesem Jahr habe ich die ehemalige Pionierrepublik mit meinem Mann besucht. Es ist dort noch alles erhalten, ich habe sogar mein Zimmer gefunden.

Aber ich war auch entsetzt über die Tristesse dort. Mein Mann hat nach der Besichtigung gesagt, dass ihn das Lager an die Armee erinnere. Ich musste ihm recht geben.

Als meine Freundin und nicht aus der Pionierrepublik nach Hause kamen, hatten wir ein paar Wochen zu kämpfen, um wieder in der Wirklichkeit anzukommen. Nun machte sich unsere einseitige „ideologische Ernährung“ bemerkbar. Ich glaubte tatsächlich daran, was uns dort eingetrichtert worden war. So wollte ich zum Beispiel bei meinen Eltern durchsetzen, dass wir kein Westfernsehen mehr gucken. Ich habe herumdiskutiert wie eine Zweihundertprozentige. Wenn mein Vater ARD einschaltete, ging ich aus der Stube. Er lachte sich halbtot, meine Mutter regt sich auf, und ich knallte die Türen. Wenn ich meinen neuen Weisheiten loswerden wollte, haben sie nur die Augen verdreht. Zum Glück hielt mein Gesinnungswandel nicht lange an, sonst wäre ich wahrscheinlich in der Kreisleitung gelandet.

Wir waren alle in der FDJ außer meiner Freundin Doris. Obwohl sie die Klassenbeste war und immer einen Zensuredurchschnitt von 1,0 hatte, durfte sie nicht studieren. Das fand ich gemein. Sie hat dann eine Berufsausbildung mit Abitur in Frankfurt/Oder gemacht und ist später nach Berlin gegangen. Die

haben wirklich Karrieren kaputt gemacht, die haben diejenigen, die nicht bei den Pionieren oder in der FDJ waren, bestraft. Ich kenne einige Fälle.“

Carmen-Maja Antoni, Jahrgang 1945:

„Als ich in die Schule kam, gab es die Pionierorganisation noch nicht sehr lange und stellte deshalb für die Kinder noch kein absolutes Muss dar. Ich kann mich nicht erinnern, dass wir genötigt wurden, bei den Pionieren einzutreten. Sicher ist dazu aufgerufen worden, aber verbunden mit dem Angebot, Bastelnachmittage zu machen, im Herbst Drachen zu bauen, Sehenswürdigkeiten zu besuchen und was weiß ich nicht alles. Es war eigentlich etwas sehr Kreatives.

In der zweiten Klasse hatte mir dann meine Mutter erlaubt, Pionier zu werden. Einmal in der Woche fand ein Pioniernachmittag statt, und ich habe dort wirklich schöne Stunden verlebt, meine Schwester und ich haben alles wahrgenommen, was uns interessierte. Die vielen Arbeitsgemeinschaften etwa - im Pionierhaus „German Titow“ in Berlin Lichtenberg konnte man sogar Flugzeuge bauen. Punkt oder Schwimmen gehen, turnen, auch wenn man kein Leistungssportler werden wollte. Jedes Talent wurde entdeckt und manchmal vielleicht zu viel

entdeckt. Ich war Stammkunde in unserer Kinderbibliothek in Adlershof, wo man sich umsonst die Bücher ausleihen konnte und erst nach zwei Wochen zurück geben musste. (...) Ich kann wirklich nicht sagen, dass mir die Pionierarbeit auf den Senkel gegangen ist. Dort waren wir einfach am Nachmittag für ein paar Stunden gut aufgehoben.

Gerade für Kinder, deren Eltern Schicht arbeiteten, waren die Pioniernachmittage sehr wichtig. Dort konnten sie sich orten, dort fanden sie ihre Anerkennung. Und die berufstätigen Mütter wussten, dass ihre Kinder nicht auf der Straße herumlungerten. Sogenannte Schlüsselkinder gab es ja zuhauf. Spätestens ab der fünften Klasse hatten wir fast alle unseren Wohnungsschlüssel um den Hals hängen. Der Hort existierte damals noch nicht. Als Pionier durfte man aber in Zirkeln sein, durfte ins Pionierhaus gehen usw. Für viele war das die einzige Freizeitgestaltung unter der Woche.

Man darf ja nicht vergessen, dass wir Nachkriegskinder waren. In vielen Familien herrscht noch richtige Armut. Bei den Pioniernachmittagen bekamen wir das Bastelmaterial kostenlos, Papiere, Klebstoff und was man sonst so brauchte. Wir waren glücklich, wenn wir dort aus gepressten Gräsern und Blättern Bilder für unsere Eltern gestalten oder uns mit einer Kerze in Talgmalerei versuchen

konnten. Das alles hatte man zu Hause nicht, zumal es ja kaum etwas zu kaufen gab.

Der politische und ideologische Hintergrund dieser Kinderorganisationen spielte in meiner Grundschulzeit eine völlig untergeordnete Rolle. Ich ging zu den Pionierveranstaltungen so selbstverständlich wie auch zum Religionsunterricht. Das war ganz normal und hatte den Vorteil, dass wir unterschiedlichen Einflüssen ausgesetzt waren. Dadurch konnten wir uns besser ein eigenes Bild von der Welt schaffen und lernten schnell, kritisch mit dem umzugehen, was man uns von allen Seiten einzutrichtern versuchte.

Heute würde ich sagen, angesichts der wirtschaftlichen Lage, in der sich die DDR befand, war es toll, dass noch so viel Geld für die Kinder ausgegeben wurde. Bei allem Für und Wider waren die Kinder in der Pionierorganisation wenigstens betreut und fanden dort viele Freizeitbeschäftigungen.

Vor kurzem habe ich im Radio gehört, dass zehn Prozent der Eltern mit dem Drogen- und Alkoholkonsum ihrer Kinder konfrontiert sind. Ich rede erst gar nicht von der PISA-Studie! Es wird einfach für den sozialen Bereich zu wenig getan. Und da waren wir in der DDR schon gut aufgehoben, natürlich immer mit der Einschränkung, dass man auch diesen diktatorischen Maßregelungen

ausgesetzt war. Sicherlich war man davon mehr oder weniger betroffen, denn es gab ja sehr unterschiedliche Auffassungen von Pionierarbeit. Ich kannte Schulen, in denen die Pioniere „funktionierten“, und es gab Schulen, wo das alles sehr ätzend war und nur Leistungsdruck und Erpressung herrschte.

Heute wird Kindergarten, Hort und Pioniere immer so als Abschiebe hingestellt. Aber so eindimensional war es eben doch nicht. Die Mütter und Väter konnten arbeiten gehen und zugleich Kinder haben. Und die Kinder gingen meistens gern zu den Pionieren. Dort fanden sie ihre Freunde, bekamen Anerkennung und konnten ihre Interessen ausleben. Aber wo fühlen sich die Kinder heute aufgehoben? Heute sind sie doch nur dort aufgehoben, wo Eltern Geld haben und es sich leisten können, ihre Söhne und Töchter auf Privatschulen zu schicken, sie in einen sozialen „Behütungsstatus“ zu bringen. Aber was macht der Otto-Normalverbraucher? Wo bleiben die Kinder aus den sozial schwachen Bezirken, aus Neukölln und dem Wedding, wo die Kinder in kleinen Wohnungen im Hochhaus leben und die Eltern kaum zuhause sind? Ein Jugendklub nach dem anderen wurde geschlossen. In der Schule findet nachmittags auch nichts statt, also wo sollen diese Kinder hin? Sie schließen sich Cliques zusammen, nehmen Drogen, schlagen andere Leute auf, und ihre

Eltern wissen nicht einmal, ob ihre Kinder in rechter oder linker Gesellschaft sind oder in gar keiner.(...)“